



Koida ... so ziemlich letzte Bilder (Reisebericht Ende März 2022)

Ein Pfau kreuzt die kaum noch vorhandene Fahrbahn. Unser PKW rumpelt über schmale Straßen, die niemals mehr repariert werden. Wozu auch, wenn hier doch alles im Stausee versinkt? Der stolze Vogel, Nationaltier, Symbol für Schönheit, verschwindet im Unterholz. Die lieblichen Täler samt Palmary, uralten Bäumen, Feldern und Dörfern werden ebenfalls verschwinden. Für immer. Das Flussbett der Godavari ist gut gefüllt. Man sieht weder Sandbänke noch flache Uferzonen. Bereits jetzt hat der Rückstau begonnen. 45 km südöstlich bremsst der Kofferdamm des Polavaram-Projektes den Fluss bereits spürbar aus. Da sein Strom nicht mehr fließt, wird das Wasser ungenießbar. Die Bewohner des Stammesdorfes Koida nutzen es bisher als Trinkwasser für Mensch und Tier. Am Hang eines Hügels zwischen Bäumen und Büschen im braunen Wald sieht man verfallene Hütten. Hier haben die Dorfbewohner während des letzten Hochwassers Schutz gesucht. Wenn der Damm bei Polavaram erst einmal in Betrieb ist, wird auch dies nicht mehr möglich sein. Selbst die flachen Hügel werden verschwinden.

Diakonin Pushpa und Gemeindeglieder begrüßen mich überaus herzlich. Blumen, Fußwaschung, gute Worte. „Vandanalu!“ (Gott mit dir!). Wir beten, singen und loben Gott gemeinsam. Die Christen hier wissen, dass sie ohne Glauben, ohne die Gemeinschaft und Hilfe von außen kaum überleben werden. Sie hoffen auf Schwestern und Brüder im Glauben, auf Gott und ein bisschen auch auf den Staat. Zwangsumsiedlung wegen des Staudamms, das bedeutet: Kein Wald mehr zum Sammeln von Feuerholz und Früchten, verlorener Lebensraum für Schafe, Ziegen und Rinder. Kein Fluss mehr mit Fischen und Trinkwasser für Mensch und Tier. Als Dorfgemeinschaft verschiedener Stämme und Kasten in drei verschiedene Orte umgesiedelt. Alles verlieren.





Zehn Familien haben das Dorf am Fluss bereits verlassen. Sie wohnen jetzt in einer namenlosen Kolonie, fünfzig Kilometer südlich. „Neu-Koida“ werden sie ihre neue Zwangsheimat vermutlich nennen. Auch diesen (noch) seelenlosen Ort haben wir besucht. Wir passieren Eukalyptuswälder, die Nutzholz für eine Papierfabrik produzieren, dann Plantagen mit Ölpalmen, Tabak und abgeernteten Feldern. Hier irgendwo werden auch die Vertriebenen kleine Stücke Land erhalten. Das Meiste davon jedoch gehört Großbauern. Ob die neu Angesiedelten bei denen Arbeit finden? Eher nicht. In dieser Region hat die Regierung sechs „Kolonien“ errichtet, schier endlose Häuserzeilen schachbrettartig angeordnet. Die größte der Ortschaften ist mit geschätzt 2.000 Häusern eher ein Township als ein Dorf. Tausende von Arbeitssuchenden in dieser Region werden leer ausgehen und gezwungen sein, irgendwo weit weg einen Fabrikjob zu suchen.

Das Land ist sandig. Die Felder der Koya müssen gemeinsam bewirtschaftet werden, will eine Familie überhaupt Erträge erzielen.

Wir interviewen Irmiah, einen jungen Christen, der mit Familie als einer der Ersten aus Koida hierherkam. Er hat einen Bürojob bei der Regierung. Glück gehabt, könnte man sagen. Aber der Anfang ist schwer. Seine Frau ist Näherin und hat keine Kunden. Die Kinder sind noch klein. Größere Kinder müssen zur 5-6 km entfernten Grundschule. Weiterführende Schulen sind noch weiter entfernt. Es gibt weder Busverbindungen noch befestigte Straßen.

Was werden sie brauchen? Ganz sicher das, was ihnen die Regierung versprochen hat. Wasser und Strom sind da. Die Häuser sind schlicht, halbwegs groß genug und hoffentlich solide gebaut. Befestigte Straßen sollen kommen, auch ein Überbrückungsgeld wurde versprochen. Es wird dennoch an vielem fehlen: Zuerst an Arbeit und Möglichkeiten, Geld zu verdienen. Für Vieh ist kein Platz. Hofstellen müssen errichtet werden, Zäune, Mutterboden, Pflanzen, Hühner, Saatgut ... es wird an vielem fehlen. Sie bitten um Hilfe.

Auch für den Bau einer Kirche. Die wird etwa fünftausend Euro kosten, ein schlichter Bau auf dem Grundstück von Diakonin Pushpa. Aber es wird ein Kraftort werden! Die Gemeinde ist überzeugt, dass der Auferstandene sie von Koida nach Neu Koida begleitet. Und sie hoffen, dass nicht nur die Christen, sondern alle Nachbarn erleben, was „Segen“ bedeutet. Vandanalü.

